

Sonderfälle Schweiz

von Prof. Dr. Allan Guggenbühl



Redaktion lic. phil. Josef F. Kumin

Herausgeber

Stiftung Freiheit und Verantwortung
www.freiheitundverantwortung.ch

Gesellschaft und Kirche wohin?
www.gekiwo.ch

Schweizerische Vereinigung für Freiheit, Demokratie und Menschenwürde
www.prolibertate.ch

Stiftung für Abendländische Ethik und Kultur
www.stab-ch.org

Impressum

Verlag: Schweizerische Vereinigung Pro Libertate, Postfach 587, 3052 Zollikofen / info@prolibertate.ch

© Copyright Just For Swissness 2013

Einleitung

Der vierzehnjährige Junge wurde wegen Schulproblemen zu mir geschickt. Er neige zu Wutausbrüchen, wirke unmotiviert und unzugänglich. Auch bei mir im Sprechzimmer war er nicht gesprächig. Sowohl über die Schule, wie auch über sein Zuhause mochte er nicht reden. Schliesslich bringe ich aus ihm heraus, dass er zuhause gerne Bilder male. Darf ich sie sehen? Der Junge zögert zuerst, doch dann nickt er. Die nächste Stunde erscheint er mit einem Bündel Bildern unter seinem Arm. Wir breiten sie auf dem Boden aus und ich gerate ins Staunen, das hatte ich nicht erwartet: Seine Bilder sind fast ausschliesslich den alten Eidgenossen gewidmet! Innerschweizer Bauern, die in der Schlacht am Morgarten die Habsburger in den See treiben; Winkelried, der die Speere auf sich zieht und Bilder von Burgen auf hohen Felsen. Was mich jedoch vor allem überraschte: beim urbanen Jungen handelte es um einen Immigranten aus Jamaika! Wie kommt es, dass die Gedanken dieses schwarzen Jungen sich um den Ursprung der Schweiz drehen? Länder sind nicht nur juristische Konstruktionen oder Organisationseinheiten, sondern auch Ausdruck der kollektiven Haltung einer Menschengruppe. Eine Grossgruppe Menschen vergemeinschaftet sich und gibt sich ein soziales Gebilde und eigenes Profil. Man versteht sich als Schwede, Portugiese oder Georgier. Nationen sollte man darum nicht nur aufgrund ihrer Verfassungen, ihrer Rechtssysteme und ihrer gesellschaftlich-politischen Organisation beurteilen, sondern auch die Bedeutungen, die die Bewohner ihrer Heimat geben, berücksichtigen. Staaten gründen in den Vorstellungen über das Land und leben von den emotionalen Bindungen ihrer Bürger an das Staatsgebilde. Die Existenz eines Staates hängt darum von den Fantasien, Geschichten und Werten ab, die ihre Bürger ihrem Land zuschreiben und internalisiert haben. Wenn wir uns darum einem Profil eines Landes annähern, dann müssen wir auch auf psychologische Kategorien zurückgreifen. Eine Nation verfügt über jene Stärken und Schwächen, die die Bewohner in ihr Heimatland einbringen. In den Bewohnern manifestieren sich die Werte, Verhaltensmuster, Geschichten und typischen Wahrnehmungsmuster des jeweiligen Landes.

Zur psychologischen Betrachtungsweise

Eine solche Betrachtungsweise ist aus rational-empirischer Perspektive nie ganz befriedigend. Wenn man ein Land mit Hilfe psychologischer Kategorien analysiert, dann bleiben die Schlussfolgerungen unscharf. Die Psychologie ist eine Wissenschaft, die dem intuitiven Schauen ebenso verpflichtet ist wie objektiven Analysen. Erkenntnisse können sowohl durch empirische Untersuchungen, wie auch durch empathisches Einfühlen ins Innenleben der Akteure gewonnen werden. Im Gegensatz zu juristischen Abhandlungen oder der evidence-based Forschung, die Objektivität suggerieren, bleiben

psychologische Aussagen oft vage. Man operiert nicht nur mit Zahlen oder verweist auf ein Paper mit verschiedenen Paragraphen, sondern es bleibt beim verbalen Diskurs. Es geht um Ideen. Wenn man sich mit Menschen befasst, geben zudem bildhafte Reflexionen und anekdotische untermauerte Argumente seelische Befindlichkeiten oft besser wieder, als rein rationale Analysen oder Umfragen. Einzelbeobachtungen öffnen oft das Tor zu subjektiven Befindlichkeiten und erlauben Schlüsse auf das Allgemeine. In diesem Aufsatz wird eine schauende Tiefensicht unseres Landes angestrebt, ausgehend von der psychologischen Bedeutung des Landes für ihre Bewohner und mit Hilfe von Vergleichen mit anderen Ländern.

Kollektive Haltungen und Symbole

„Wenn ihr wahre Amerikaner wäret, würdet ihr jetzt auch aufstehen und mitsingen!“ schrie mich die junge Frau an. Sie hatte sich von einer Besuchergruppe junger Frauen gelöst, die aus dem mittleren Westen aufgebrochen waren, um unter anderem das Lincoln Memorial zu besuchen. Aus voller Kehle hatte die Gruppe die Nationalhymne gesungen, während mein amerikanischer Kollege und ich auf der Treppe zum Memorial saßen und ihnen gelangweilt zuschauten. Länder werden durch Symbole zusammengehalten, wie es die Figur Abraham Lincolns ist. Eine kollektive Haltung verdichtet sich in einem Objekt oder einer Institution. Sie fangen die Aufmerksamkeit ein und lösen Denkprozesse aus. Da Symbole mit einem Überschuss an Bedeutungen versehen sind, können sie gedeutet werden und sich entwickeln. In nationalen Symbolen kristallisieren sich Auffassungen über die Geschichte und Bedeutung eines Landes. Abraham Lincoln steht für das Ende der Sklaverei und die Überwindung der Nord-Süd Spaltung. Ein Bürger Alabamas sieht ihn vielleicht mit anderen Augen. Solche historischen Symbole verbinden sich mit einer Vorstellung des Ursprungs. Durch sie werden Emotionen geweckt und entzünden sich Meinungen über die relevante Vorgeschichte. In der Schweiz sind es die Rütli-Wiese, die Tellsage, die Ereignisse um Morgarten, die Schlacht von Sempach und der Generalstreik 1914. Im Bundesbrief, der den ewigen Bund der drei Innerschweizer Stände besiegelte, setzen wir den Ursprung der Schweiz und verbinden es mit der Vorstellung von Bürgern, die sich gegen Machtallüren der Oberen wehren und für Freiheit einstanden. In Grossbritannien wird der Ursprung des Landes mit dem Wirken von Königen und Aristokraten verbunden, die um die Verfassung und Ausrichtung des Landes rangen. In der Monarchie, den Soldatenfriedhöfen, die über die ganze Welt verstreut sind und vielleicht die ungewöhnliche Zeremonie bei Parlamentseröffnungen, werden als Teilelemente der Ursprungsgeschichte dargestellt und erhalten eine sinnliche Präsenz. In den Vereinigten Staaten sind es die Freiheitsstatue, Mount Rushmore, das Schlachtfeld bei Gettysburg und in Schweden vielleicht das überdimensiona-

le Schiff, gebaut von König Gustav Adolf, das bei der Jungfernfahrt sank und heute im Vasa-Museum besichtigt werden kann. Schweden verzichtete angeblich wegen der Vasa-Katastroph auf die Errichtung von Kolonien.

Mythos und Realität

Die Geschichten, die mit den Symbolen verbunden sind, haben jedoch oft wenig mit der Realität zu tun. Sie repräsentieren einen *Ursprungsmythos* und liefern damit eine Begründung für aktuelle Haltungen und Werte. Ihre Aufgabe ist nicht eine präzise Geschichtsdarstellung, sondern sie dienen der Stützung und Begründung der eigenen nationalen Identität. Viele Länder geben sich Heldengeschichten. In der Schlacht am Anselm-Feld sehen die Serben einen Beweis ihres heroischen Abwehrkampfes gegen die Muslimen, so wie die Briten heute noch stolz auf ihre Leistungen in der Battle of Britain sind. Man war und ist tapfer. Neben diesen historischen Symbolen, die eine gemeinsame, prägende Vergangenheit stipulieren, gibt es *aktuelle* Symbole. Sie fangen die aktuelle Seelenlage ein und binden das Volk an eine geographische Einheit. Es kann sich um einprägsame Landschaften handeln, wie den Mount Fuji in Japan, die White Cliffs of Dover in England oder das Gotthardmassiv oder die Alpen in der Schweiz. Die betreffenden Landschaften werden besungen, bereist und in der Ferne zu einem Objekt des Heimwehs. Institutionen können zu nationalen Symbolen mutieren. In Großbritannien ist es die NHS, die National Health Service, in den USA die U.S. Postal Service und in der Schweiz die SBB, die Rega, etc. und in Israel das Militär. Neben einer konkreten Aufgabe haben diese Institutionen für die Bürger auch eine emotionale Funktion. Sie sind mit einem Bedeutungsüberschuss versehen. Die verbindende Kraft dieser nationalen Symbole merkt man im Aufregungspotential, das Themen in Zusammenhang mit diesen Institutionen enthalten. Private Diskussionen, wie auch Parlamentsdebatten über die NHS sind in England meistens heftig und kontrovers, so wie Schweizer in Diskussionen über das Generalabonnement oder den Alpenschutz ihre nüchterne Zurückhaltung verlieren und klare Standpunkte vertreten.

Zusammenhalt

Diese Kontroversen bringen nicht nur interne Differenzen an den Tag, sie können ein Volk auch *verbinden*. Man hat ein gemeinsames Thema über das man sich echauffiert. An Symbolen entzünden sich die Bewunderung, Liebe, jedoch auch der Ärger und Frustrationen über ein Land. Vor allem demokratische Nationen finden über Aufregungen zusammen. In der Schweiz streitet man über die Benützung der Rütliwiese, die Geburtsstunde der Schweiz und belächelt die Tellsage. In Schottland sehen viele in der heutigen Form des Kilts ein Zeichen der Unterwerfung unter die britische Krone, die Hochländer trugen einen ‚beted Plaid‘: ein Tuch, das den ganzen Körper bedeckte und

verschiedenen Zwecken diene. Ein Engländer, Thomas Rawlinson, erfand den Kilt! betonen die Einen, während Andere beim Kilt beginnen über Bonnie Prince Campbell zu schwärmen. Symbole sind emotional besetzt und dienen der Begründung von Positionen: das Gotthard-Reduit diene im zweiten Weltkrieg als Zeichen des Widerstands, anschliessend als Zeichen des Alpenschutzes und schon immer als Verbindung zum Süden. Symbole fangen ein Teil der kollektiven Befindlichkeit ein und machen sie fassbar. In ihnen verdichten sich nationale Einstellungen, Geschichten und Haltungen.

Aus psychologischer Sicht entscheidet sich die Frage der nationalen Zugehörigkeit nicht nur nach dem Pass, sondern auch daran, ob man die Symbole des Landes *verinnerlicht* hat. Man ist Schweizer, Deutscher, Engländer oder Japaner, wenn man bei den entsprechenden nationalen Symbolen mitbebt, sich über sie aufregt, von ihnen träumt oder sie schützen will. Symbole verlangen nicht primär nach Zustimmung, sondern sie rufen zur Partizipation über die richtige Auslegung auf. Dank ihnen werden kollektive Einstellungen und Sichten kalibriert. Sie sind darum ein Zugang zur Seele eines Landes. Oft werden geschichtliche Ereignisse nachträglich zu einem Symbol. In den U.S.A sah man im Krieg in Vietnam einen Kampf gegen den Kommunismus. Heute gilt der Vietnamkrieg als Symbol nationaler Selbstüberschätzung. Ein Trauma, ausgelöst durch die Selbstherrlichkeit der Politiker, der Armee und der Rüstungsindustrie. Dank der Macht der öffentlichen Meinung wurde er beendet. Man partizipiert mit der schweizerischen Kultur, wenn man sich über die Unpünktlichkeit der SBB aufregt, den Alpenschutz fordert oder über Marignano debattiert. Man reagiert als Amerikaner, wenn man sich über die Schmarotzer im Washingtoner Kapitol ärgert oder am Thanksgiving-Fest wieder mal zu viel gegessen hat – „First one stuffs the turkey, then the turkey stuffs you!“ Man erlebt sich als Schotte, wenn man sich über den Highland-Clearances ärgert – als die Lairds die Bauern verjagten, um gewinnbringende Schafe anzusiedeln – oder die Entfernung von Atom-U-Booten aus Loch Lomond fordert.

Nationale Denk- und Sichtweisen

Selber realisieren wir nicht, dass sich unsere nationalen Komplexe in diese Debatten und Aufregungen einmischen. Wir merken nicht, dass unsere Denk- und Sichtweise nationale Züge aufweist. Wir sind *persönlich* vom Schutz der Alpen oder der Neutralität überzeugt und verabsolutieren den eigenen Standpunkt. Wir glauben uns von heimatlichen Denk- und Handlungsweisen distanzieren zu können und deklarieren uns vielleicht sogar als Europäer oder Weltbürger, der bei Auseinandersetzungen eine neutrale und offene Haltung einnimmt. Vor allem unter Expats, jedoch auch in intellektuellen Kreisen gilt es als unschicklich oder sogar als ein Zeichen geistiger Enge, wenn man nationale Denkweisen repräsentiert. Man argumentiert

nicht als typischer Schweizer, sondern globales Denken und multikulturelle Offenheit sind gefragt! Vielfach ist diese Haltung mit einer Relativierung der Bedeutung der Schweiz verbunden. Die Schweiz sieht man als ein Nebenprodukt der französischen Revolution und belächelt Nostalgiker, die immer noch die Mythen der alten Eidgenossen hoch halten und glauben, dass der Bundesbrief etwas Einzigartiges sei. Man weiss genauer Bescheid, kommt soeben aus Berlin und hat die geistige Enge der Schweiz überwunden.

Täuschungen

Das Problem ist, dass es sich bei diesem Selbstbild meistens um eine Täuschung handelt. Aus der Sicht der Psychologie dient es nicht primär der Selbsterkenntnis, sondern es geht um Propaganda, die an die Ohren unserer sozialen Kreise gerichtet ist¹. Es bildet nicht unsere Persönlichkeitszüge und unser Denken ab, sondern richtet sich nach den erwünschten Eigenschaften unserer jeweiligen Bezugsgruppen. Wir schreiben uns jene Eigenschaften zu, an denen sich auch unsere Mitmenschen orientieren und en vogue sind. Das Selbstbild ist das Resultat eines oberflächlichen Arrangements mit unserer Umgebung. Es hat ausserdem die Aufgabe unsere psycho-emotionale Stabilität zu gewährleisten. Wir erlauben uns nur jene Eigenschaften, die für uns und in unseren sozialen Kreisen akzeptabel sind. Sich schweizerische Eigenschaften zu geben ist in einem kleinen Land wie die Schweiz unüblich. Der Blick ist auf die übermächtigen Nachbarn gerichtet, man versucht sie zu verstehen, strebt nach Akzeptanz und wählt darum die entsprechende Rhetorik. Die Verführung ist gross, sich den Darstellungen der umliegenden Völker anzupassen.

Im Gegensatz zu den Franzosen, Spaniern, Deutschen oder Amerikaner ist unser nationales Profil in der Welt wenig bekannt und kann auf der internationalen Bühne selten als Referenz bei der Selbstdarstellung dienen. Ausser ein paar Klischees weiss man *nichts* über die Schweiz. Als Schottländer erhält man weltweit Aufmerksamkeit, wenn man vom Hochland und vom Whiskey MacAllan schwärmt und das imperiale Gehabe der U.S. Amerikaner erkennt man auf der ganzen Welt. Unsere Verhaltenszüge kennt man jedoch kaum, weil das Land zu unwichtig ist und keine imperiale Vergangenheit aufweist. Unsere Anpassungsfähigkeit war und ist unsere Waffe. Die Folge ist, dass wir uns ein internationales, verwaschenes Selbstbild geben, damit wir in Diskussionen mithalten und uns präsentieren können, ohne zu irritieren. Wir hoffen auf Anschluss und Akzeptanz bei den Grossen. Nationale Eigenschaften, Neurosen oder Verrücktheiten versteckt man deswegen lieber. Vielen Schweizern ist es sogar peinlich im Ausland als Schweizer erkannt zu werden. Trifft man auf einen Landesgenossen, dann weicht man aus, statt sich zu verbrüderern wie die Briten, oder intim zu gruppieren wie die Japaner.

Nationale Eigenschaften und Denkweisen sind jedoch auch deswegen schwer zu erkennen, weil im eigenen Land die Erfahrung der *Differenz* fehlt. Da wir die Eigenschaften mit unseren Mit-Eidgenossen teilen, fallen sie uns nicht auf. Sie sind Teil unseres nationalen Profils. Wenn ein Volk unter sich ist, dann empfindet es gelebte Eigenschaften als Selbstverständlichkeit. Man trippelt und kommuniziert Dienstfertigkeit, wenn man in Japan als Verkäufer den Wunsch eines Kunden erfüllt, man macht auf keinen Fall auf sich aufmerksam, wenn man in England im Pub ein Guinness möchte und in der Schweiz fragt man im Zug „ist dieser Platz noch frei“, auch wenn er offensichtlich leer ist. Die Unterschiede betreffen auch psychologische Eigenschaften und Denkweisen. Wir realisieren oft erst nach längeren Auslandsaufenthalten oder nach einer längeren Beziehung zu einem ausländischen Partner, dass vermeintlich persönliche Eigenschaften oder Denkweisen auf eine nationale Prägung zurückzuführen sind. Schweizer realisieren zum Beispiel selten, dass sie Angelsachsen mit ihrem mühsamen Nachhacken nach einer gestellten Frage irritieren. Man soll sich doch mit der lustigen Anekdote oder flüchtigen Bemerkung zufrieden geben, die man bereits gegeben hat! In Österreich fühlt man sich ob dem Wiener Schmah geschmeichelt und erkennt als Schweizer nicht, dass überschwängliches Lob reine Rhetorik ist. Wenn wir überzeugt sind, keine nationalen Beschränktheiten aufzuweisen, dann besteht die Gefahr, dass wir immer wieder in Fallen treten, wenn wir im Ausland arbeiten oder verhandeln.

Wie sich nationale Eigenschaften manifestieren

„Ich bin mit der U-Bahn gekommen!“ entgegnete der Schweizer Trainer Christian Gross auf die Frage eines Journalisten. Er wurde soeben als Trainer des Fussballclubs Tottenham Hotspur verpflichtet und präsentierte nun an der Pressekonferenz in London als Beweis stolz sein U-Bahn Ticket. Wer die Briten kennt, dem lief es kalt den Rücken hinunter. Gross realisierte nicht, dass er sich durch diese Handlung desavouiert hatte. Er hatte den Respekt seiner Teamkollegen und des Publikums verloren. Nationale Komplexe und Eigenschaften erkennen wir nicht an den Eigenbeschreibungen, sondern an unseren Handlungen. In unseren spontanen Entscheidungen und Reaktionen auf Konflikte verraten wir uns. Christian Gross antwortete *schweizerisch* auf die Frage, wie er angereist sei. In der Präsentation seines U-Bahn Tickets sah er ein Beweis der Volksverbundenheit und Bescheidenheit. Innerlich war er auf ein Schweizer Publikum ausgerichtet. Er realisierte nicht, dass was in der Schweiz Anerkennung, in Grossbritannien Kopfschütteln auslöst und als ein Zeichen der Schwäche gedeutet wird; sein Scheitern deutete sich an. Grossbritannien hat eine Tradition von *Leadern*. Als solcher muss man sich zwingend von den Bürgern abgrenzen; in einer Limousine vorfahren, zu spät

kommen und ein distanzierendes Lächeln aufsetzen. Mit der U-Bahn anzureisen ist peinlich und wird als ein Zeichen der Selbstdeklassifikation gelesen. Gross hatte es verpasst, adäquat aufzutreten, so wie die indische Regierung mit Befremden reagierte, als die Bundesrätin Simonette Sommaruga sich dazu entschied, in Indien in zweitklassigen Hotels zu logieren. Was wir Schweizer als klaren Vorzug empfinden, sehen die Briten oder Inder als Schwächezeichen. Es schlägt einem keine Bewunderung entgegen, sondern die anderen sind peinlich berührt.

Natürlich: reflektiert und kommuniziert wird dies selten. Wir sind befangen und merken nicht, dass wir einem schweizerischen, schottischen, japanischen oder deutschen Muster folgen. Die Partizipation an unseren verinnerlichten nationalen Komplexen bleibt unbewusst. In Grossbritannien re-inszeniert die Bevölkerung das höfische Zeremoniell, unabhängig von der politischen Ausrichtung oder Berufsgruppe. Das „Red-carpet-treatment“ (den roten Teppich ausrollen) und das Vorfahren mit einer Limousine ist auch unter Rockstars wie Sir Elton John und Sir Paul McCartney üblich und auch der sozialistische Bürgermeister der schottischen Hafenstadt Aberdeen, die nicht grösser als Fribourg ist, beharrte auf einem Rolls Royce um seinen Repräsentationspflichten nachzukommen. Undenkbar, dass er mit einem Velo zu einem offiziellen Anlass fährt, wie die Zürcher Stadtpräsidentin Mauch oder in der Warteschlange vor dem Bankautomaten hinten ansteht, wie es der schwedische König Carl Gustav tut. In Grossbritannien, jedoch auch in Frankreich repetiert das Volk bei jeder Gelegenheit höfische Zeremonien und ist bereit sich einem Führer unterzuordnen, zu murren oder auch sich periodisch aufzulehnen und zu streiken. Verhaltensweisen, die uns Schweizern nicht vertraut sind.

Die Befangenheit in einem nationalen Komplex kann zu Problemen führen. Aus der Perspektive der U.S. Amerikaner wird zum Beispiel das Verhalten vieler Schweizer bei Verhandlungen nicht verstanden. Statt zu einem Wechselspiel zwischen betont freundlichem Auftritt und Momente des Prahlers, der Drohung und knallharten Pockerns anzutreten, geben sich die Schweizer von Anfang an nüchtern und wollen mit Sachkenntnissen imponieren. Sie realisieren nicht, dass es zuerst mal um ein Theater geht. Sie haben kein Verständnis für die High-Noons, die in Amerika periodisch inszeniert werden müssen, sondern meinen naiverweise, es gehe vor allem um Dossierkenntnisse. Für grandiose Auftritte, Prahlerverhalten oder eine Dead-or-Alive Strategie haben sie *kein* Verständnis. Man deutet schon zu Beginn einer Verhandlung Konsensbereitschaft an. Wir merken nicht, dass unsere fehlende Fähigkeit zur theatralischen Inszenierung als eine Schwäche aufgefasst wird.

Nationale Eigenschaften manifestieren sich bei Konflikten. Interessant sind die spontanen Aussagen von Bewohnern nach Naturkatastrophen. „Wir haben alles verloren, unser Haus, unseren Besitz, doch nun heißt zusammenrücken, anpacken; das Leben geht weiter!“ Diesen und ähnliche Sätze hörte man immer wieder von Bürgern von Oklahoma City nachdem ein furchterlicher Tornado einen Teil der Stadt zerstört hatte. Ihre Aussagen standen im krassen Gegensatz zu den Reaktionen der Bürger der deutschen Stadt Grimma nach der Flutkatastrophe im Sommer 2013 „Wir sind empört, dass wir nicht staatliche Hilfe bekommen.“ „Wir verlangen, dass die Bundesregierung uns hilft!“ Die Haltung drückt sich auch in der Gesetzesänderung aus, die im September 2013 beschlossen wurde: Bei Verspätungen und durch höhere Gewalt bedingte Verluste haben die Bürger *Anrecht* auf Entschädigung durch den Staat; etwas, das in den U.S.A. undenkbar wäre. Dem Staat wird eine völlig andere Bedeutung zugeschrieben.

Solche nationale Einstellungen und Haltungen gründen nicht in rationalen Einsichten, sondern wir tragen sie als Raster in uns. Sie gründen in den Geschichten, die uns von *Innen* prägen. Was staatliche Organe und Eliten bedeuten, ist das Resultat historischer Erfahrungen und Traditionen. Das nationale Kollektiv nimmt sie auf, lebt sie und bietet sie der Bevölkerung zur Kalibrierung eigener Haltungen an. In Großbritannien werden Führer gehuldigt und gesucht, um eigene Probleme zu lösen: „Die Authorities sind Schuld! Wir haben ihnen schon x-mal mitgeteilt, dass dieses System unmöglich ist!“ teilen mir die Taxifahrer beim Flughafen Edinburgh mit, als ich mich bei ihnen erkundige, wieso das Ende der Warteschlange der Taxis beim Ausgang des Flughafens ist, so dass man an Dutzenden von wartenden Taxi vorbeispazieren muss, bevor man in ein Auto einsteigen kann. Wieso steht nicht das erste Taxi beim Ausgang?“ Die Oberen sind schuld und damit ist die Sache erledigt. Im Pub wendet man sich anderen Themen zu. In der Schweiz wäre diese Haltung undenkbar.

Anarchistisches Demokratieverständnis

In der Wohnstube eines Bauernhauses in Nidwalden. Ein Abstimmungswochenende steht bevor. Es geht um die Einführung einer Bundessteuer. Zwei Landwirte und der lokale Apotheker hören sich den letzten Aufruf des Bundesrates an. Er wirbt in dringlichem Tonfall und starken Worten für die Annahme der Vorlage. „Es gibt keine Alternative!“ meint die Regierung. Nur dank einem Ja kommen die Bundesfinanzen wieder ins Lot, ein Nein führe zu einer Katastrophe; Subventionskürzungen, insbesondere in der Landwirtschaft wären die Folge! Die anwesenden Männer hören aufmerksam zu. Nach dem Aufruf der Regierung wird der Radio abgestellt; die Gruppen reagiert betroffen. „Ohne Subventionen können wir nicht überleben“ bemerkt einer resigniert. „Wir sind vom Bund abhängig“ fügt ein an-

derer hinzu. „Es gibt scheinbar keine Alternative als Ja zu stimmen“ meint der Apotheker, bevor man in ein längeres allgemeines Schweigen verfällt. Schliesslich erhebt sich ein Landwirt, zieht seine Jacke an und meint, ohne seine Kollegen anzublicken: „Ich glaube es ist klar, wie wir abstimmen“ „Nein!“ tönt es unisono aus der Runde zurück. Diese kleine Episode in einem Innerschweizer Bauernhof weist auf eine typische schweizerische Eigenschaft: die Weigerung sich zu einem *Befehlsempfänger* degradieren zu lassen. Was die ‚Oberen‘ oder die Elite vorschlagen, ist nicht sakrosankt und darf auch bei einwandfreier Argumentation in Zweifel gezogen werden. Man versteht sich nicht als Untertan, sondern als *unberechenbarer Bürger*. Wird man ultimativ zu einer Position gezwungen, dann reagiert man mit Abwehr. Im politischen Bereich hat niemand Befehle zu erteilen, sondern es geht darum Vorschläge zu unterbreiten, die man debattiert. Dem Bundesrat verweigerte man die Gefolgschaft, weil er sich im Ton vergriffen hatte. Inhaltlich war man mit der Vorlage einverstanden. Wird jedoch *ultimativ* eine Zustimmung verlangt, dann hört der Spass auf. Das Volk ist der Souverän und nicht die studierten Herren und Damen! Wer von den Oberen dies nicht respektiert und sich als gescheiter, besser informierter Experte präsentiert, wird abgestraft!

Dieses anarchische Demokratieverständnis führt immer wieder zu Überraschungen. Das Volk folgt nicht den Anweisungen und Empfehlungen der „Classe politique“, sondern verhält sich renitent. Man will nicht als lenkbare Masse und verführbar gelten, sondern als Menschen mit einem eigenen Standpunkt und Willen. Der EWR-Beitritt wurde abgelehnt und die Minarett-Initiative wurde angenommen, obwohl die Presse, die Parteien, Fachpersonen und die Medien klar die Annahme, bzw. Ablehnung forderten. Vor der Abstimmung herrschte der Ton, dass man keine Alternative habe und kein vernünftiger Mensch ein Nein, bzw. ein Ja einlegt. Wie bei der Abstimmung über die Bundessteuer kam es anders. Dieses anarchische Demokratieverständnis hat zur Folge, dass man sich weniger durch wohlfeile Argumente, die politische Correctness und kollektive Aufrufe einer Elite beeinflussen lässt. „Ich kann immer noch Nein sagen, lasse mich nicht durch schöne Worte und soziale Positionen verführen“ ist die Botschaft, die vermittelt wird.

Das anarchische Demokratieverständnis hat zur Folge, dass auch über Vorlagen und Verfassungsänderungen diskutiert wird, die in parlamentarisch geführten Ländern keine Chance hätten auf die politische Agenda gesetzt zu werden. Man denkt darüber nach, einen staatlich garantierten Grundlohn einzuführen oder den Luftschutz aufzugeben. Man bringt *anarchische* Themen in die Diskussion ein, erwägt sie, debattiert darüber, um sich schliesslich auf eine Position festzulegen.

Mittelmässigkeit als Qualität

„Ihr Chef ist hell begeistert von ihren Fähigkeiten und Leistungen. Er hat ihr sofort einen jährigen bezahlten Sprachaufenthalt in London angeboten, als sie antönte, dass sie würde kündigen, damit das Englisch besser lernt!“ teilte mir eine italienische Kollegin über ihre Tochter mit, der dank ihrem Talent eine grossartige Karriere in der Firma in Mailand bevorsteht. Man ist des Lobes voll! Solch enthusiastische Persönlichkeitsbeschreibungen sind Schweizern fremd. Im Gegensatz zu Italien oder den angelsächsischen Ländern sind wir zurückhaltend mit der Hervorhebung und Thronisierung einzelner Mitbürger oder Mitbürgerinnen. Ausser beim Sport und vielleicht der Musik vermeiden wir es einzelne Personen aufgrund ihrer Fähigkeiten oder Leistungen zu sehr ins Zentrum zu stellen.

Man betont das Gemeinsame und will nicht auffallen. Preisverleihungen an Studierende oder Schüler aufgrund besonderer Leistungen empfindet man als unpassend. Die Preisträger gelten als Anpasser. Politiker, die zu sehr im Rampenlicht stehen und über ausserordentliche Begabungen verfügen, werden schnell mit scheelen Blicken angesehen und oft abgewählt, so wie es Christoph Blocher erleben musste. Das Parlament wählte Eveline Widmer-Schlumpf an seiner Stelle zur Bundesrätin, obwohl sogar die Gegner Blocher eine gute Führung seines Departementes bescheinigten. Es widersprach einfach dem schweizerischen Volksempfinden eine ausserordentliche und dadurch auch kontroverse Persönlichkeit in der Regierung zu haben.

Ausserordentliche Personen stören den nationalen Konsens: wir müssen uns als *gleich* deklarieren und niemand soll von sich denken, er sei etwas ‚Besonderes‘. Dies musste Einstein erleben, als ihm eine Karriere in der ETH verwehrt wurde und Nobelpreisträger Wolfgang Pauli bestand erst beim zweiten Versuch die theoretische Fahrprüfung. Bei ersten Mal waren gemäss den kantonalen Experten seine physikalischen Kenntnisse ungenügend. International bekannte Schweizer werden in der Schweiz gerne ignoriert. Dem bekannten Schweizer Carl Gustav Jung wäre in den Vereinigten Staaten schon längst ein Flugplatz gewidmet oder es wäre eine Universität in seinem Namen gegründet worden. In der Schweiz wurde gerade mal ein Gässchen an seinem Geburtsort Kesswil TG nach ihm benannt! Man hält sich an das Ordentliche und markiert genialen Menschen gegenüber Distanz.

Der fehlende Sinn für grossartige Menschen hat eine tiefere Bedeutung. Sie ist darauf zurückzuführen, dass wir *Mittelmässigkeit als Qualitätsbezeichnung* verstehen. Wir schützen uns dadurch vor den Launen und Verrücktheiten ausserordentlicher Menschen. Wir wollen keine Politiker mit extravaganen Ideen und Wissenschaftler die absurde Ansätze vertreten. Statt Energien für irre Ideen und bizarre Projekte aufzuwenden, konzentrieren wir uns auf

das *Machbare*. Das, was man auf sicher kann, ist wichtig. Die Folge ist, dass in der Schweiz Dienstleistungen, wie auch die Infrastruktur eine hohe Qualität aufweisen. Die Böden sind gut verlegt, die Leitungen funktionieren, die sanitären Anlagen sind intakt und die Fenster dicht. Der Nachteil ist, dass es weniger Platz und Verständnis für Experimente und neue Entwürfe hat. Wir begrüßen Kreativität, ziehen uns jedoch zurück, wenn man bei der Umsetzung scheitern könnte.

Vertrauen in die Behörden

„Nun gibt es Probleme!“ Dachten wir, als wir von einem Polizisten angehalten und zur Strassenseite gewinkt wurden. Wir waren unterwegs von Mexico City nach Cuernavaca. Den Aufforderungen des Polizisten folgten wir. Wir hielten an und warteten auf den nächsten Schritt des Polizisten. Ruhig schlenderte er um unseren alten Chevy, studierte die Haube und die Blinker. Er nahm sich Zeit. Offensichtlich suchte er etwas, das er beanstanden konnte. Schliesslich neigte er sich leicht gelangweilt zum Fenster unseres Fahrers und meinte fast beiläufig, wir hätten ein Rotsignal überfahren. Natürlich konnte dies gar nicht sein. Eine Signalanlage hatte es im letzten Vorort und die war kaputt! Widerspruch war jedoch zwecklos. Rasch wechselte mein mexikanischer Fahrer und Freund jedoch das Thema und sprach mit ihm über das Wetter. „Die Regenperiode, sintflutartige Regenfälle stehen an“ meinte er und der Polizist fügte hinzu, dass er vier Kinder habe; sie alle bräuchten Regenmäntel. Mein mexikanischer Freund hatte sogleich Erbarmen mit dem armen Familienvater und übergab ihm freundlicherweise eine handvoll Pesos, damit seine Kinder nicht nass werden. Wir trennten uns in Minne und fuhren winkend weiter. Mein mexikanischer Freund wusste, wie man in seinem Land mit Staatsbeamten umgeht.

In den meisten Nationen sieht die Bevölkerung in Staatsangestellten *Gegner*: Einen Menschentyp, mit dem man lernen muss richtig umzugehen, wenn man keine Probleme und seinen Projekten nachgehen will. Es gilt, das System zu lesen, damit man nicht belästigt, zu viel oder überhaupt Steuern zahlen muss, gebüsst wird, eine Lizenz bekommt oder einfach in Ruhe gelassen wird. Man nimmt Beamte wahr als Menschen, die vor allem ihre Macht inszenieren, an persönliche Vorteile denken und sich kaum je ernsthaft um ihre Aufgaben kümmern. In korrupten Ländern laufen die Geschäfte nur mit Hilfe von Extrazahlungen. In anderen gibt es versteckte Regeln, wie man Beamte besänftigt. In vielen Ländern weigern sich Beamte ihre Aufgabe ohne Gegenleistung und effizient zu erfüllen. Man identifiziert sich mit sich selber und nicht mit der Tätigkeit; die Bürger sind lästig oder werden ausgenützt. In weniger oder nicht korrupten Staaten beharren Staatsbeamte oft auf Formalismen, die jeden Antrag zu einem Alptraum machen und ei-

nem bei der Arbeit behindern. Die Beamten verbringen ihre Zeit hinter dem Computer oder Bürotisch und die Interessen oder die Bedürfnisse der Bürger kommen an letzter Stelle; auf Kritik wird indigniert oder mit zusätzlichen Schikanen reagiert.

Als Bürger oder Firma muss man Strategien im Umgang mit der Staatsmacht entwickeln. In Indien und Deutschland verfügen grössere Firmen über speziell ausgebildete Fachleute, die sich mit dem Ausfüllen von Formularen und dem Erstellen von Bescheinigungen und Unterlagen beschäftigen, die bei Anträgen oder Gesuchen mitgegeben werden müssen. Ein normaler Bürger wäre da völlig überfordert. Dieses Bild mag überzeichnet sein, doch es gibt die Wahrnehmung des Staates wieder, wenn man mit Italienern, Franzosen, Briten oder Deutschen spricht. Der Staat wird nicht als Dienstleistungsbetrieb, sondern als gieriges Monster erlebt, das man besänftigen muss. Die Kunst ist das System zu lesen und es auszutricksen. Natürlich ist der Grad der Entfremdung und Distanz zwischen Staatsbeamten und Bürgern je nach Land unterschiedlich. Während in skandinavischen Ländern und den meisten angelsächsischen Ländern Staatsbeamten vertraut wird und in Deutschland der Staat grundsätzlich als oberste Autorität und Heilsbringer gilt, will man in lateinischen Ländern möglichst nichts mit ihnen zu tun haben.

Das Paradoxe in der Schweiz ist, dass die grosse Mehrheit der Bevölkerung trotz ihrer leicht anarchischen Haltung den Beamten Vertrauen schenkt und den Eindruck hat, dass sie ihnen zu Dienste sind. Das Passbüro kooperiert, wenn man dringend einen Pass braucht, die Stadtkanzlei hört zu, wenn man eine Bewilligung benötigt oder der Steuerbeamte ist bereit mit einem die Steuerunterlagen nach Fehlern durchzusehen. Handlungen, die in anderen Ländern undenkbar sind, sind in der Schweiz üblich: man holt sich bei der Steuerbehörde Ratschläge beim Ausfüllen der Steuererklärung ein, bespricht den Zonenplan mit der zuständigen Person in der Gemeinde und auch unsinnige Anfragen werden von Stadtkanzleien beantwortet. In der Wahrnehmung der Schweizer sind Staatsbeamte nicht Menschen, die selbtherrlich walten, Bürger ausnützen und einem das Leben schwer machen wollen, sondern sie sind Teil des eigenen, natürlichen Mikrosystems.

Staatsbeamte sind nicht nur damit beschäftigt dem Bürger oder der Bürgerin die eigene Machtfülle spüren zu lassen und Geld aus der Tasche zu ziehen, sondern sie sind auch mit Inhalten beschäftigt. Die Steuern darf man nach Gesprächen mit der Gemeinde in Raten zahlen und bei einer Kündigung der Wohnung hilft der kommunale Sozialdienst bei der Suche nach einer anderen Wohnung. Gegenseitiges Vertrauen ist eine Qualität, die die Zusammenarbeit der Bevölkerung in der Schweiz auszeichnet.

Kommunale Verankerung

Der Grund für diese Wahrnehmung und das hohe gegenseitige Vertrauen liegt in der kommunalen Verankerung der Bewohner. Als Schweizer ist man primär Bürger einer Gemeinde und dann erst des Kantons und des Landes. Man ist nicht Schweizer, sondern Bürger von Küsnacht, Luzern, Fribourg oder Celerina. Der Staat ist in den Gemeinden präsent. Dies koinzidiert mit dem Lebensgefühl der Einwohner. Man hat nicht mit den Bundesstaat zu tun, sondern der Behörde von Erlenbach, Gümligen oder Thalwil. Doch: auch wenn man lediglich aus Opportunitätsgründen in einer Gemeinde lebt, dann versteht man sich doch als Zürcher, Berner, Basler oder Bündner; die Schweizer Identität kommt erst an dritter Stelle. Natürlich ist das in anderen Ländern ähnlich. Man fühlt sich als Milanese, als typischer Berliner oder Liverpoolian. Der grosse Unterschied ist jedoch, dass diese Städte oder Regionen nicht staatliche Machteinheiten sind. Sie haben nichts zu entscheiden und können den Wohnort nicht gestalten. Wohnt man in Comrie, einem Dorf in Schottland, dann sitzt der zuständige Beamte bei Steuerfragen in Bournemouth, weit weg im Süden Englands, wenn der eigene Nachname mit C beginnt. Das Land ist in Verwaltungseinheiten aufgeteilt und nimmt keine Rücksicht auf kommunale und regionale Besonderheiten. Für den Staat sind die Organisationseinheiten wichtig, lokale Identitäten werden ignoriert. Die Folge ist, dass der Staat als ferne Macht und die Beamten als Fremde erlebt werden. Was will man als Schotte mit einem deutlichen Glasgower Akzent gegen einen Beamten mit Oxford-Englisch, der im irgendwo Süden sitzt, ausrichten?

Im Gegensatz zu Frankreich und Grossbritannien sind die meisten Schweizer Beamten *kommunal* verankert, sie sind Teil der Wohngemeinde der Bürger. In der Wahrnehmung des Bürgers überweist man nicht primär dem Staat, sondern dem Dorf die Steuern. Die Beamten werden nicht als Teil eines undurchdringlichen Systems wahrgenommen, das aus Paris, Madrid, Rom, London, Berlin oder Brüssel seine Direktiven erlässt, sondern es geht um Frau Wettstein, die in der Gemeindeganzlei arbeitet oder dem Regierungsrat Kägi, den man ja kennt, weil seine Frau aus dem gleichen Dorf wie die Schwägerin stammt. Der Staat ist nah und nicht fern. Ein Vertrauensverhältnis kann aufgebaut werden und es ist möglich, dass Fehler oder Missgeschicke kooperativ gelöst werden. Die Bürger drücken sich weniger, wie in vielen Ländern, um die Steuern, sondern man geht davon aus, dass man dem Staat geben muss, was ihm zusteht. Die Umfahrung des Dorfes und das neue Schulhaus müssen ja bezahlt werden, nachdem man darüber abgestimmt hat. Natürlich: die Kehrseite ist, dass es regionale Unterschiede gibt. Das Dorf oder der Kanton will so walten, wie sie wollen und sind auf den eigenen Vorteil bedacht. Es herrscht keine Steuergleichheit und die Lei-

stungen des Staates sind unterschiedlich. Berner müssen mehr Steuern zahlen als Zürcher und die schlaunen Nidwaldner oder cleveren Zuger haben es verstanden, gute Steuerzahler anzuziehen. Der grosse Vorteil ist jedoch, dass der Staat im persönlichen Erfahrungs- und Beziehungsraum repräsentiert ist und nicht als Ausseninstanz erlebt wird. Wegen diesem Vertrauensverhältnis unterscheidet man in der Schweiz zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug und überlässt Soldaten das Sturmgewehr. Der Bürger ist der Staat.

Leider gibt es Gegentendenzen, vor denen aus psychologischer Sicht gewarnt werden muss: Das Bestreben im Namen der Harmonisierung der Schulen, der Steuergerechtigkeit oder Verbrecherbekämpfung Staatsaufgaben an den Bund zu delegieren! Beamte in Bern und unpersönliche Departemente sollen zu den Ansprechinstanzen werden. Man sucht das Heil in der Vereinheitlichung und realisiert nicht, dass man dadurch eine Grundqualität des schweizerischen Staates aufgibt: Die Nähe und fast persönliche Beziehung zum Staat.

Verführung durch Grösse

Der Aufbau und die Geschichte unseres Landes hat eben auch eine Schattenseite: Die lokale Verankerung führt zu einem Gefühl der provinziellen Enge. Höfische Zeremonien und Show-Downs faszinieren, auch wenn wir sie nicht durchschauen. Man wächst nicht mit dem Gefühl auf, von Grösse umgeben zu sein. Besucht man die Zentren in Berlin, London, Rom oder Washington, jedoch auch Moskau dann drängt sich einem der Eindruck von Weite, Grösse und einer Verbundenheit mit dem Weltgeschehen auf. Man staunt ob der Breite der Champs-Élysée, den imposanten modernen Gebäuden in Berlin oder des Capitols. Überall werden höfische Zeremonien, grandiose Aufregungen und Machtrituale inszeniert. Staatskarossen brausen durch die Strassen, gewaltige Konferenzen kulminieren im Blitzlichtgewitter der Pressemeetings und entscheidende Dokumente der ‚Decisionmakers‘ werden unterschrieben. Es geschieht etwas und man ist wichtig. Wenn jemand aus Gümligen Bern oder dem Seefeld in Zürich stammt, dann hat er leicht das Gefühl, dass ‚es‘ dort geschieht, während er ‚es‘ hier verpasst. Das Bedürfnis nach Teilhabe erwacht. Man möchte an den grössten Darstellungsritualen und aufgeregten Treffen auch mitmachen, im Weltgeschehen stehen oder wenigstens an Europadebatten teilhaben. Parlamentarier und Politiker glauben der vermeintlich provinziellen Enge zu entweichen, ihren Status zu erhöhen und endlich wirken zu können, wenn sie auch in die Machtzentren reisen und dort einen der hundert, zweihundert Plätze okkupieren und abends um acht einen zehn Minuten Beitrag beisteuern können, der anschliessend an einem Empfang der Weltbankpräsidentin sogar Erwähnung findet! Solche Inszenierungen geben einem als Politiker ein besseres Gefühl, als wenn man nach einer Rede im Kantons- oder Nationalrat

im Restaurant Bären sitzt und dort ignoriert wird. Ein weiterer Nachteil der lokalen Verbundenheit und sog. Enge ist, dass man mit der Doppelbödigkeit der Rede, den Regeln von Hofzeremoniellen, der Kunst des Skandals, der Rhetorik der Verschleierung oder der Macht der Insinuation nicht vertraut ist. Wir sind sozialisiert auf Inhalte, konzentrieren uns auf die Sache und erkennen nicht, dass es bei Global Players zuerst einmal um die Inszenierung geht. Als Schweizer präsentieren wir uns immer noch als ernsthafte Verhandlungspartner, wenn eigentlich Pirouetten, Show-Downs, Täuschungsmanöver oder der grandiose Auftritt verlangt werden. Unsere Geschichte und nationale Psychologie hinterliess uns mit blinden Flecken und führt zur Unfähigkeit, die Regeln und Spiele der Mächtigen zu erkennen. Man realisiert nicht, dass man vielleicht nur als bellender, störrischer Widersacher eine Chance auf Gehör hätte und mit Empörungen arbeiten muss, statt Konsensbereitschaft im Voraus zu signalisieren oder sachliche Nüchternheit zu kommunizieren. Mit anderen Worten: Im europäischen Zirkus ist man mit einer schweizerischen Psychologie überfordert. Wir müssen uns jedoch nicht anpassen. Wichtiger wäre, dass wir uns auf die schweizerischen Qualitäten besinnen und sie einsetzen: Den anarchistischen Widerspruch, Argumentation aufgrund lokaler Erfahrung und das Beharren auf bewährten, mittelmässigen Lösungen. Stattdessen drohen wir uns in der Sehnsucht nach Grösse und Progressivität im europäischen oder globalen Raum zu verlieren.

Vernachlässigung der Geschichte

„Die Schweizer erzählen ihre Geschichten nicht!“ behauptete mir gegenüber ein junger Somalier. Es fiel ihm auf, dass wir zwar politische Diskussionen führen und über aktuelle Herausforderungen reden, doch keine Geschichten über unsere Ursprünge erzählen. Er meinte, dies mache es Ausländern schwer, uns zu verstehen und sich zu integrieren. Wer sind wir eigentlich? Welches sind die Geschichten, von denen wir unsere Haltungen und Werte ableiten? Wer seine Geschichte nicht erzählt, versteckt sich! Bei Menschen, die sich ihrer Geschichten nicht bewusst sind, müsse man einen ‚Seelenverlust‘ vermuten.

Das anarchistische Demokratieverständnis, die Bürgernähe des Staates, die Pflege der Mittelmässigkeit, die Souveränitätsanspruch des Volkes und die Anpassungsneigung grandioser Instanzen gegenüber sind Eigenschaften, die sich von unserer Geschichte ableiten lassen. Die Tell-Sage drückt die Ablehnung ungerechter Autoritäten aus; Morgarten die Skepsis Eliten gegenüber; und das Versagen auf der internationalen Bühne und der Wunsch nach Neutralität kommen rund um Marignano zum Ausdruck. Um vor allem Immigranten die schweizerischen Haltungen und Werte näher zu bringen und die nächste Generation in die schweizerischen Kultur einzuführen, müs-

sen die entsprechenden Geschichten vermittelt werden. Ob es sich um Konstruktionen, Fantasien oder Mythologien handelt, ist zweitrangig. Länder brauchen *Ursprungsgeschichten*, so wie auch der einzelne Mensch eine Vorstellung über seine Vergangenheit braucht.² Geschichten helfen uns, unsere Werte und Haltungen zu verstehen. Dies ging dem Jungen aus Jamaika so. Er suchte Anschluss an die schweizerische Kultur und wollte unsere Geschichten kennen lernen, sowie es auch der Somalier wünschte. Um zu verstehen, wer wir sind, muss man wissen, *woher* wir kommen. Es geht um ein psychologisches Bedürfnis nach Erklärungen und nicht primär um Fakten. Geschichten halten Völker zusammen und vermitteln Sinn. Leider wird dies in der Schweiz vernachlässigt. Mit dem sog. Lehrplan 21 wird die Geschichte sogar auf eine Kompetenz und eine individuelle Angelegenheit reduziert.

Zum Autor

Prof. Dr. Allan Guggenbühl ist schottisch-schweizerischer Psychologe und dipl. analyt. Psychotherapeut, Seine Kindheit verbrachte er in Omaha, Nebraska, seine Schulzeit in Zürich. Er absolvierte das Studium der klassischen Gitarre bei Manuel Lopez in Mexiko City. Aktuell ist er Leiter des Instituts für Konfliktmanagement und Mythodrama (IKM) und der Abteilung für Gruppenpsychotherapie für Kinder und Jugendliche an der kant. Erziehungsberatung der Stadt Bern. Analytischer Psychotherapeut mit Praxis in Zürich. Berater für Konfliktmanagement für Lehr- und Führungspersonen von Organisationen und Schulen. Dozent für Psychologie und Pädagogik an der Päd. Hochschule des Kantons Zürich. Referent und Ausbilder insbesondere zu den Themen Konfliktmanagement, Gewaltprävention, Intervention in Konfliktsfällen, Teamentwicklung, Kommunikation, Adoleszenz, Erziehung, Männer und Frauen in Ausbildung und Beruf. Autor zahlreicher Fachbücher und Artikel.

Anmerkungen

¹ Livingstone Smith, David (2004) *Why we lie*. New York: St. Martin's Press

² Kortre, John (1996) *White Gloves. How We Create Ourselves Through Memory*. New York: W. W. Norton & Company

Unterstützung

Die folgenden Organisationen unterstützten diese Schrift. Herzlichen Dank!

Schweiz. Vereinigung für Freiheit, Demokratie und Menschenwürde

Postfach 587

3052 Zollikofen

Stiftung für Abendländische Ethik und Kultur (STAB)

Klausstr. 48

8008 Zürich

Verein Gesellschaft und Kirche wohin?

Hintere Bahnhofstr. 8

8853 Lachen

Stiftung Freiheit und Verantwortung

Hintere Bahnhofstr. 8

8853 Lachen

Druck

Coloroffset AG, 3012 Bern

Auflage

10'000 Exemplare

Weitere Schriften

- Nr. 245 Meinungsvielfalt, Medienvielfalt und Medienqualität**
Von lic. iur. Robert Nef
- Nr. 244 Kirche und Staat - gegeneinander, nebeneinander, füreinander**
Von lic. iur. Robert Nef
- Nr. 243 Ein Jahr mit Dr. iur. Alexander Wili**
Redaktion lic. phil. Josef F. Kumin
- Nr. 242 Dokumentation zur Ehrung von Dr. h.c. Walter Reist**
Redaktion lic. phil. Josef F. Kumin
- Nr. 241 Mit mehr Verantwortung zu mehr Freiheit**
Von Ulrich Bremi und Thomas Häberling
- Nr. 240 In der Sackgasse eines Denkzeitalters**
Von Prof. Dr. Hans Koblet
- Nr. 239 Kirche und Staat**
Von lic. iur. Robert Nef
- Nr. 238 1. August-Ansprache**
Von Dr. David Vogelsanger
- Nr. 237 Meinungsvielfalt - Meinungsmainstream?**
Von Dr. Paul Ehinger
- Nr. 236 Testamente**
Von Dr. iur. Alexander Wili
- Nr. 235 Weihnachten - Fest der Generationen**
Von Vreni Spoerry
- Nr. 234 Dokumentation zur Ehrung von Dr. iur. Carlo S.F. Jagmetti**
Redaktion lic. phil. Josef F. Kumin
- Nr. 233 Freiheit, Verantwortung und der EU-Beitritt der Schweiz**
Von Nicolas G. Hayek

Die Schriften sind erhältlich bei:

Stiftung Freiheit und Verantwortung, Hintere Bahnhofstr. 8, 8853 Lachen

Tel. 055 442 05 15, E-Mail info@fuv.ch, Internet www.freiheitundverantwortung.ch

Unterstützung / Mitgliedschaften

Alle genannten Organisationen freuen sich über Rückmeldungen, Beitrittserklärungen, Gönnerbeiträge und Spenden. Benutzen Sie dafür bitte die erwähnten Koordinaten, E-Mails und Websites. Vielen Dank!

